

die Stadt ein, freudig begrüßt von der begeisterten Volksmenge. Am nächsten Tag zogen die Truppenteile (1900 Mann) weiter nach Leonberg. In Stammheim und anderen Orten wurde zu Ehren der heimgekehrten Gemeindefinder ein Festessen veranstaltet, auch wurde jedem Soldaten ein Goldstück gegeben. In Calw verzichteten fünf Sechstel der Einwohner großmütig auf die Quartiergelder zugunsten des württembergischen Invalidenfonds und der einheimischen Kriegsteilnehmer, die dazu beigetragen hatten, den Frieden zu erringen und wieder ruhige, sichere Zustände herbeizuführen. Die Namen der Krieger wurden auf Gedenktafeln verewigt.

33. Die Landwirtschaft des Bezirks Calw in alter und neuer Zeit.

I. Anbauflächen.

Das Oberamt Calw umfaßt eine Fläche von 32 000 Hektar. Der landwirtschaftlichen Nutzung dienen 12 400 Hektar, etwa 38 v. H. Die größte angebaute Fläche hat Stammheim (1000 Hektar), die kleinste Ernstmühl (9 Hektar). Die Markungen der Gäuorte bestehen meist zu zwei Dritteln aus Äckern und Wiesen, die des Calwer Waldes zu zwei Dritteln aus Wald. Ursprünglich wurden nur die fruchtbareren Böden des mittleren Muschelkalks angebaut. Die zunehmende Bevölkerung war später genötigt, auch die besseren Stücke des oberen Muschelkalks (Egarten oder Agezen) in Kultur zu nehmen, um ihnen noch etwas Roggen, Esper, Linsen und Kartoffeln abzugewinnen. Im Laufe der Zeit wurden sogar die Allmanden, die ursprünglich zur Weide dienten, für den ärmeren Teil der Bevölkerung nutzbar gemacht oder gleichmäßig an die Bürger vergabt, teilweise auch verkauft, so z. B. in Dachtel im Jahr 1797 zur Aufbringung der französischen Kriegskostenentschädigung. Das Fleckenbuch von Möttlingen meldet vom Jahr 1625: „Es ist der Gemeind Meinung, diejenigen, so ein Hanfland, Krautgart oder ein halber Morgen Acker in einer Zwelg mangelt, Nacht haben sollen, eins umzubrechen, aber nicht weiter, oder es soll ihnen verwüstet werden.“ 1757 wurden der Gemeinde Unterhaugstett 56 Morgen Wald zum Fruchtbau eingeräumt. Dafür sollen die neuen Besitzer der Kellerei Liebenzell „von allem, was der Halm trägt“, 2 Simri Landachtfrucht geben.

Vor dem dreißigjährigen Krieg war die Ackerfläche teilweise größer als jetzt, wenigstens in den Gäuorten. In manchen Wäldern sehen wir heute noch Steinriegel, die auf früheren Ackerbau hinweisen. Auf dem Calwer Wald liegen die Acker meist im Gebiet des oberen Buntsandsteins; der wenig fruchtbare mittlere Buntsandstein bleibt dem Wald überlassen. Die Täler dienten früher fast ausschließlich dem Wiesenbau. Im Feinach- und Nagoldtal treffen wir an den Hängen auch Acker an, die vorzugsweise dem Kartoffelbau dienen und nur mit der Haue bearbeitet werden können. Seit der Einführung des Kunstdüngers wurden auch auf den Höhen Wiesen angelegt und dafür vielfach die abgelegenen „Wässerwiesen“ im schattigen Tal aufgegeben und mit Tannen oder Fichten bestockt. In früheren

Jahrhunderten, als die Bevölkerung noch dünn war, wurden aus Mangel an Dung nur die in der Nähe des Orts liegenden Markungsteile angebaut, die entfernteren dienten als Weideland. Während früher fast sämtliche Bewohner des Bezirks mit Ausnahme der Bevölkerung des Nagoldtals von der Landwirtschaft lebten, waren es 1910 nur noch 52 v. H.

II. Erzeugnisse.

Auf der Gäuseite wird die Hauptfrucht der Alamannen, der blaue Dinkel, heute noch mit Vorliebe angebaut. Andere Getreidearten des Gäus sind Haber, Weizen, Gerste und Einkorn, letzteres jedoch nur auf den Böden des oberen



Fachwerkhäus mit Erker in Stammheim.

Muschelkalks, den sogenannten „Kump-
lern“. Früher wurde der Überschuss an
Getreide in Calw, einem der Hauptfrucht-
märkte des Landes, abgesetzt. Mit dem
steigenden Verkehr und der Zunahme der
Viehzucht verlor dieser Markt seine Be-
deutung; in den letzten Jahren hat er fast
ganz aufgehört. Nächst dem Erlös aus
dem Viehstand bildet gegenwärtig der Ha-
ber die größte Einnahmequelle der Gäu-
bauern. In kleinerem Maßstabe werden
noch Linsen und Mohn gebaut. So-
lange die Calwer Zeughandlungskompa-
nie blühte, wurden auch Farbpflanzen und
Weberkarden gezogen. Mit dem Anbau
von Kartoffeln wurde erst begonnen, nach-
dem andere Bezirke längst vorangegangen
waren. Etwa um 1760 wurden die ersten
Versuche in Bulach, Stammheim und
Liebenzell gemacht, jedoch nicht zuerst

von den Bauern, sondern von den oft mit Hungersnot kämpfenden Zeugmacher-
knappen. Um den Kartoffelbau zu fördern und um die ärmere Bevölkerung zu
unterstützen, ließ die Gemeinde Althengstett 1790 ein Stück Wald roden und zu
Kartoffelallmandstücken anlegen. In den letzten 50 Jahren hat sich die Anbau-
fläche der Kartoffel gerade verdoppelt. Auch der Kleebau wurde etwas später als
in anderen Landesteilen eingeführt, weil die Bewohner des Calwer Waldes hart-
näckig an ihren alten Weidgerechtigkeiten festhielten. Seit der Mitte des vorigen
Jahrhunderts wird in den tiefgründigen Böden des mittleren Muschelkalks an
windgeschützten Plätzen der Hopfen kultiviert. Der Hopfenbau hat sich von Weil-
derstadt aus in den Jahren 1850–60 in den Gemeinden Ostelsheim, Gechingen,
Althengstett, Dachtel und Deckenpfronn, in kleinerem Maßstabe auch in Möttlin-
gen und Simmozheim verbreitet. Die Hopfenkultur ist eine unsichere Erwerbs-
quelle; denn in manchen Jahren schlägt die Ernte infolge nasskalter Witterung voll-
ständig fehl, oder die Hopfenpreise sind so gering, daß kaum die Kosten des Anbaus

gedeckt werden. Doch kommen dazwischen überaus lohnende Jahre. Die Preise schwanken ungemein: im Jahr 1909 wurden nur 15 Mark für den Zentner bezahlt, im Jahr 1911 aber 300 Mark, ein Preis, der seit 1882 nimmer erreicht wurde. Doch sind noch höhere Preise bekannt: im Jahr 1866 wurden 400 Gulden bezahlt. Mit Bezug auf die Unzuverlässigkeit des Hopfens sagt der Volksmund: „Der Hopf ist ein Tropf!“ Auf der Waldseite spielt der Getreidebau eine untergeordnete Rolle; der Ertrag reicht kaum für den eigenen Bedarf. In der Hauptsache wird nur Roggen und Haber gebaut, selten Dinkel und noch seltener Weizen; früher kam auch Buchweizen vor.

Eine große Rolle spielte bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Flachs. Er war durch seine Güte in ganz Deutschland berühmt, da er sich durch



Flachsbrecherinnen auf dem Calwer Walb.

seine glänzende Silberfarbe, Feinheit und Zähigkeit auszeichnete: „Auf unsern Bergen droben gedeiht ein Flachs so lind, so weiß wie nie kein Silber lichterem Glanz gewinnt,“ beginnt ein Lied „Vom Wald und seinem Flachs“ aus dem Jahr 1792. Der Flachsbau war eine Haupteinnahmequelle für die Waldbauern, aus der meist die Dienbotenlöhne und die Ausgaben für die Kleidung bestritten wurden. Viele Hofbauern hatten eigene Webstühle, an denen sie im Winter ihre Knechte beschäftigten, oder besorgten dies die Weber, die ums Jahr 1800 etwa 40 Kreuzer Taglohn erhielten. Im Jahr 1838 wurde der Schultheiß von Oberkollbach von der Regierung nach Belgien geschickt, um die dortige vorbildliche Flachskultur besonders das Kösten in Wassergruben an Stelle des Tauröstrverfahrens zu studieren. Das belgische Verfahren bürgerte sich aber trotz der hierfür ausgelegten Preise nicht ein, und heute noch wird der Flachs im Tau geröstet. Bei der Jubelfeier des Königs Wilhelm I. im Jahr 1841 war dem landwirtschaftlichen Verein die Aufgabe zugefallen, den Flachsbau durch eine Gruppe im Festzug dar-

zustellen. 6 Paare in Volkstracht trugen den Flachs vom rohen bis zum fertigen Produkt nebst Hechel, Schwingstock und Flachsbreche. Etwa vom Jahr 1830 an begann ein Rückgang im Flachsbaue, vor dem Weltkrieg wurde auf der Gäuseite fast gar kein Flachs mehr angebaut, auf der Waldseite kaum für den eigenen Gebrauch. Das Bild S. 185 zeigt die Darstellung des Flachsbaus (Gruppe des Jubiläumsfestzugs 1841).

Die Amtsversammlung des Bezirks Calw bemühte sich vergebens, das Zurückgehen des Anbaus durch „Maßregeln zur Veredlung des Flachsbaus“ aufzuhalten. Im Jahr 1838 wurde ein Sachverständiger zum Studium der Flachsbehandlung nach Belgien geschickt, auch wurden Preise ausgesetzt. Trotzdem gingen die Märkte immer mehr zurück, und die Preise fanden nicht einmal Bewerber. Anstelle des Flachses trat der Keps, dessen Anbau aber auch fast ganz aufgehört hat. Auch der Tabakbau kam nicht über die ersten Versuche hinaus. Schon von alters her wird auf dem Calwer Wald viel Kraut gepflanzt. Es ist eine dem Filderkraut ähnliche Sorte von Spitzkraut, gezogen aus einheimischen „Kabisamen“ (Kappes, das Kohlhaupt, aus dem lateinischen caput, das Haupt). Früher war das Kraut eine wichtige Nahrungspflanze, 3mal in der Woche aß der Schwarzwälder sein geliebtes Sauerkraut, und oft half es die Hungersnot lindern. Die misrathenen Pflanzen, Schiedlinge genannt, die nicht fest werden, dienen als Viehfutter. Schon früher und auch heute noch wird auch Kraut für den Handel gebaut.

Der Obstbau scheint im Bezirk Calw bis zur Zeit Herzog Karls nicht besonders gepflegt worden zu sein. Auch in den Berichten über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters Hirsau ist wenig von ihm die Rede. Den Mönchen scheint eben der Wein besser gemundet zu haben als der Most. Dem Herzog Karl lag die Verbesserung des Obstbaus sehr am Herzen; unter ihm wurde eine Bezirksbaumschule gegründet, die 1817 wieder aufgegeben wurde, „da die Chausseen im ganzen Oberamt mit guten Bäumen besetzt“ waren. Die Amtsstadt selbst tat viel für den Obstbau. Jeder Calwer Bürger, der heiratete, mußte auf dem Brühl zwei Obstbäume setzen. Orte, die in günstigen Jahren mehr Obst erzeugen, als sie für den eigenen Bedarf benötigen, sind Simmozheim, Ostelsheim, Altbulach, Schmieh und Röttenbach. Als ergiebige Spezialsorte sei für das Gäu der Borsdorfer Apfel angeführt, der sehr spät zeitigt und deshalb auf der Waldseite nicht mehr vorkommt; hier sind vor allem die Goldparmänen von Bedeutung. Die Gaisshirtlesbirne, die Schweizerwasserbirne und die Wadelbirne kommen im ganzen Oberamt vor. Sehr schwach sind im Gäu die Kirschen vertreten; dafür liefern hier Zwetschgen, die auf dem Wald nur in Alt- und Neubulach, Liebelsberg und Oberhaugstett zahlreicher vorkommen, reiche Erträge. Auf dem Wald sieht man viele wilden Kirschbäume in den Eichenhecken zwischen den Hofgütern; sie liefern den geschätzten Kirschegeist. In einigen Orten des Bezirks wurde früher, besonders vor dem Dreißigjährigen Krieg, auch Wein gebaut, so in Ostelsheim in den Weingärten, in Simmozheim am Möttlinger Pfad, in Stammheim am Galgenberg. Bis zum Jahr 1890 haben sich einzelne Weinberge in Stammheim und Simmozheim als Überreste des einstigen Weinbaus erhalten. Auch in Neubulach (südlich vom Judenkirchhof) und in Hornberg waren früher Weinberge.

III. Wirtschaftsfolge.

Im großen Ganzen hat sich im Gäu dieselbe Art der Bewirtschaftung erhalten, wie sie schon bei den Alamannen üblich war, nämlich die Dreifelderwirtschaft. Das Ackerfeld unterlag dem Flurzwang: in derselben Ackerflur oder Zelg mußte von allen Besitzern dieselbe Frucht gebaut werden. Seit 150 Jahren wird die Brache mit Kartoffeln, Klee, Angersen, Weißrüben und dergl. eingebaut. Doch bleiben einzelne Acker nach einer Reihe von Jahren frei vom Anbau, werden aber gedüngt und gestürzt; man nennt dies „über Sommer bauen“. Mit der Feldbereinigung wird der Flurzwang gebrochen und eine freiere Art der Bewirtschaftung ermöglicht. Auf dem Walde ist die Wirtschaftsfolge eine willkürliche. Sie wird oft auch Koppelwirtschaft oder Feldgraswirtschaft genannt, weil die Acker eine Zeitlang als Grasländer benützt werden, nachdem einige Jahre Getreide oder Hackfrüchte angebaut worden sind. Während früher die Natur für die Verasung sorgte, werden jetzt die Acker mit Klee- und Grassamen angesät, eine Verbesserung, um die sich der Ökonomierat Horlacher (gest. 1890) besonders verdient gemacht hat.

Da es in früheren Jahren keinen Kunstdünger gab und der Dung infolge der Weidegänge verloren ging, konnten nur die besten Acker in der Nähe des Orts regelmäßig angebaut werden; man nannte sie Mähfelder. Die entfernteren Teile der Markung wurden nach einer 6 – 20jähr. Weidezeit gebrannt und solange angebaut, als die Dungkraft der Asche anhielt; man nannte sie Kohlacker. Alle Jahre wurde etwa ein Morgen von Besenginstern, Wachholdern, Heidekraut und jungen Waldbäumchen gesäubert, der Boden unter unbarmherzigem Plagen des Viehs aufgerissen und die zähe Schwarte zerteilt, an der Sonne getrocknet, mit Reis bedeckt und gebrannt. Das Ackerbrennen wurde meist im Mai und Juni vorgenommen. Die ewigen Rauchwolken „verdunkelten am schönsten Sommertag die Sonne und verhinderten die so nötige Taubildung.“ Nachdem die Kohlacker einige Jahre mit Getreide, Flachs oder Kraut angebaut worden waren, wurden sie wieder „den Pfiemen und der lieben Natur zur Verwilderung überlassen“ und dienten als Viehweide. Der Mangel an Futterkräutern, bald auch an Brennholz führte seit 1850 zu einer andern, einträglicheren Bewirtschaftung. Eichen- und Haselnußhecken trennten nicht nur die einzelnen Höfe voneinander, sondern schieden auch die Mähfelder von den Kohläckern. Sie dienten zur Einzäunung des Weideviehs, auch lieferten sie das zum Brennen nötige Reisig. Da die Schälrinde, die zur Lohbereitung verwendet wird, noch etwas Geld abwarf, haben sich die Hecken zur Freude des Naturfreundes bis heute noch erhalten. Sie dienen zur Belebung der Landschaft und gewähren den Vögeln schützenden Aufenthalt.

IV. Viehzucht.

Eine Haupteinnahmequelle der bäuerlichen Bevölkerung, besonders derjenigen der Waldseite, bildet die Viehzucht. Mit der Einführung der Stallfütterung, dem Aufhören der Koppelwirtschaft (dem regelmäßigen Anbau der Kohlacker) und neuerdings mit der Steigerung des Ertrags infolge der Verwendung des Kunst-

düngers hat sich der Viehbestand ganz bedeutend vergrößert. Nach dem Stand der letzten Zählung (1. Dez. 1925) sind in unserem Oberamt 1059 Pferde, 2 Esel, 12 266 Stück Rindvieh, 5860 Schweine, 1814 Schafe, 958 Ziegen, 44 345 Hühner, 1568 Enten, 2134 Gänse und gegen 2242 Bienenvölker vorhanden.

Bis zum Einbau der Kohläcker litt die Viehhaltung auf dem Wald unter dem ewigen Futtermangel. Außer den unerschwinglich teuren Wässerwiesen kamen als Futterspender noch in Betracht die mageren Grassfelder und vor allem der Wald. Die Weidgerechtigkeiten in Staats- und Gemeindewäldern schienen den Bauern sehr wertvoll; in Wirklichkeit verhinderten sie jeden Fortschritt im Ackerbau und in der Waldkultur; auch hatten sie eine Menge unliebsamer Folgen: der Dung ging verloren, der Wald litt not, das Holz reichte kaum für den eigenen Bedarf, den Gemeinden fehlte in manchen Jahren jeglicher Erlös aus dem Gemeindewald, und die Steuern waren deshalb umso härter und drückender. So meldet der Bürgermeister von Röttenbach, im Jahr 1771 sei kein Holz von der Gemeinde verkauft worden. Selbst Althengstett, das jetzt einen sehr schönen und ertragreichen Wald besitzt, klagt 1752: „Die Bürger können kaum die Hälfte des benötigten Brennholzes aus ihren Waldungen bekommen und müssen es von jenseits der Nagold mit großen Kosten nach Hause bringen lassen.“ Zu dem materiellen Schaden kamen noch die sittlichen Gefahren, denen die Hütebuben ausgesetzt waren: sie wurden zum Stehlen, Vogelstellen und zur Wilddieberei leicht verleitet. 1752 erließ der Vogt von Calw eine Verordnung gegen die Felddiebstähle und drohte „nach Gestalt der Sachen“ mit Lastergeige, Schandbühne, Gießfüßel oder gar mit dem „peinlichen Prozeß“. Schon im Winter, noch mehr im Frühjahr machte sich der Futtermangel bemerkbar, „daß mancher gleich nach dem Neujahr Heu mit Schulden kaufen oder, wenn er dies nicht konnte, Heiden holen und sieden mußte, um das Vieh nicht Hungers sterben zu lassen“. Auf der Gänseite hörte das Weiden im Walde von 1830 an nach und nach auf; dagegen behauptete sich diese alte Sitte, die immer mehr zur Unsitte geworden war, auf dem Calwer Wald noch gegen fünfzig Jahre.

Das Waldvieh war ein mittelmäßiger Schlag, der seit 1860 mit der Simentaler Rasse gekreuzt wurde und jetzt ganz aufgehört hat. Hauptabnehmer waren früher elsässische Juden, die Vieh nach Frankreich lieferten. Heutzutage werden Viehmärkte abgehalten in Calw, Deckenpfronn, Liebenzell, Neubulach, Neuweiler, Unterreichenbach, Zavelstein und Teinach.

Butter und Milch konnten früher nur in Calw abgesetzt werden; das meiste wurde deshalb selbst verbraucht. Die Schwarzwälder genossen Milch fast zu sämtlichen Mahlzeiten; selbst nach Sauerkraut und Speck ließ man den Milchhasen „ommergau“, d. h. von Person zu Person kreisen. Sicher verdankt der Schwarzwälder sein stämmiges, kernhaftes Wesen mit dem reichlichen Milchgenuß. Am 1. Oktober 1912 zählte man 37 Personen im Bezirk, die über 80 Jahre alt waren. Jetzt wird Milch und Butter auch nach Weilderstadt, Liebenzell, Teinach, Wildbad und Pforzheim geliefert. In Zwerenberg, Oberhaugstett, Gchingen und Ostelsheim bestehen Molkereigenossenschaften; die Ostelsheimer Molkerei errang auf der

Deutschen Landwirtschaftsausstellung in Cannstatt im Jahre 1894 den ersten und Siegespreis.

Die Pferdezucht ist nicht von Bedeutung; fast alle Pferde werden angekauft. In alter Zeit scheinen kleinere Schläge und Maultiere gehalten worden zu sein. Dies beweisen die vielen kleinen, meist platten Hufeisen, die hie und da, besonders in Simmozheim, Althengstett und Ostelsheim, ausgegraben werden. Zur Herbeischaffung des Getreides von den Zehntscheuern der Pflegehöfe des Klosters Hirsau dienten meist Maulesel. Die Müller bedienten sich zum Mehitransport der Esel; mit der Erbauung der Schwarzwaldsteigen verschwanden jedoch die Grautiere fast ganz. Zum Eselswettrennen am Jakobifest werden sie meist von Pforzheimer Gärtnern bezogen.

Die Schweine liefen früher gleich den Kindern auf der Weide (Äckerich) meist in Eichenwäldern, die früher noch zahlreicher waren als jetzt. Ihre Zahl hat sich in den letzten fünfzig Jahren mehr als verdoppelt. Am bedeutendsten ist die Schweinezucht in Deckenpfronn.

Die Schafzucht ist in stetem Abnehmen begriffen, „das Schaf muß der Kultur weichen“. Im Gäu spielte die Schafzucht früher eine große Rolle; auf dem Wald war sie von jeher von untergeordneter Bedeutung, da die Weide kaum für das Vieh reichte; doch haben viele Bauern einige Schafe, welche die Wolle zu Strumpfgarn und zu den gestrickten „wüllen Wämschtern“ (Wollkitteln) liefern. Die größte Schäferei besaß Calw; hier liefen gegen 1000 Stück Schafe auf der Weide. Auch die Klöster hatten große Schäfereien, um Wolle zur Bekleidung und Fleisch für die Verköstigung der Mönche zu gewinnen.

Es gab kaum eine Gegend in Württemberg, wo bis zum Weltkrieg weniger Ziegen gehalten wurden, als im Bezirk Calw; auf dem Calwer Wald war die Ziege ein seltenes Tier, dagegen wurden in Unterreichenbach sehr viele Ziegen gehalten. In Calw selbst allerdings scheint die Ziege auch schon früher eine größere Rolle gespielt zu haben, was wir aus der „Calwer Geißenordnung“ vom Jahr 1590 ersehen. Nur diejenigen bekamen Weidgerechtigkeit, „die nit so vermöglich und statthast oder auch die Gelegenheit haben, aine eigene Kuh für sein Kindlein und Haus zu halten“. Denjenigen, welche die Ordnung übertraten, wird mit „Turm und Narrenhäusel“ gedroht oder sollen ihnen die „Geißen“ genommen werden.

Infolge des günstigen Absatzes in den Kurorten hat sich die Geflügelzucht sehr gehoben. In unserem Bezirk werden mehr Eier erzeugt als in vielen anderen Oberämtern.

Die Bienenzucht erfreut sich einer sorgfältigen Pflege. Der Calwer Bienenzüchterverein ist einer der größten im Lande. Viel Honig wird im Nagoldtal gewonnen, da hier der Bienenzucht die Vorteile der Gäu- und der Schwarzwaldlandschaft zustatten kommen.

V. Verordnungen unter Herzog Karl.

Herzog Karl erließ sehr viele Verordnungen und glaubte dadurch der Landwirtschaft aufzuhelfen. Einige von ihnen seien hier angeführt. 1740 drang er auf

„Abstellung des Gabelfuhrwesens“ und versuchte die Deichsel einzuführen. Führen mit einer Last von mehr als 50 bis 60 Zentnern waren verboten. Öfters wird als Maßregel gegen Hungersnot die Ausfuhr von Getreide und das Brennen desselben zu Branntwein verboten. 1750 ordnete er an, es dürfen nimmer so viele Ochsen gehalten werden. 1757 wurde den Späßen der Krieg erklärt und befohlen sie auszurotten, 1787 der „geschärfte Befehl“ erlassen, die Bäume von Raupen und Raupennestern mit aller Sorgfalt zu säubern. Verboten war, rotes Leder von den Juden zu kaufen und zum Weilderstätter Scharfrichter, einem Wunderdoktor, zu laufen. 1763 wird in Deckenpyronn das Einsäen der Äcker am Sonntag Abend untersagt.

VI. Hungerjahre.

Nicht nur in Kriegszeiten, auch in Jahren mit Mißwachs hatten unsere Vorfahren mit der Hungersnot zu kämpfen. Im Jahr 1699 wurde ein Beamter von der herzoglichen Regierung ins Nagoldtal geschickt, um die Lage der ärmeren Bevölkerung zu untersuchen. Er berichtete, ein Viertel der Bevölkerung sei in großer Not, in Liebenzell fast die Hälfte. Die Menschen seien entkräftet und teilweise erkrankt, so daß sie kaum die Almosen abholen könnten. Der Genuß des Schwindelhabers zerstöre ihre Gesundheit. Die Menschen müßten mit Gräsern und Kräutern, Wurzeln, Rüben und Obst ihr Leben fristen, manche Kinder seien schon gestorben. Die in den Fruchtkästen des Amts liegenden Vorratsfrüchte konnten nur der dringendsten Not abhelfen. Schon 1713 brach wieder eine Hungersnot aus. Die Mißernten der Jahre 1770 und 1771 begünstigten die Einführung der Kartoffel. Das Amt ließ in der Gegend von Köln und in der Pfalz Weizen aufkaufen; das Geld beschaffte die „löbliche Färber- und Handlungskompagnie“ in Calw; die Schultheißen verkauften die Frucht, alle 14 Tage wurde Frucht abgegeben.

Die nächste große Feuerung brachte das Jahr 1790. Das Amt nahm ein Kapital von 12 000 Gulden auf und ließ damit 819 Scheffel Frucht vom Leonberger und Herrenberger Amt herbeischaffen. Das Jahr 1790 war der Anfang einer langen Leidenszeit; der Hungersnot folgten eine große Viehseuche, die Napoleonischen Kriege und die Hungerjahre 1816–17. Zum Glück erhielt das Oberamt Calw von der französischen Kriegskostenentschädigung nach dem zweiten Pariser Frieden 54 000 Gulden als Entschädigung für die Verpflegung österreichischer Soldaten. Das Geld wurde teilweise zum Aufkauf von Weizen aus der Gegend von Köln verwendet; Fuhrleute aus dem Bezirk holten die Frucht in Heilbronn ab, wohin sie mit dem Schiff gebracht wurde. Zur Steuerung der Hungersnot wurde im alten Spital ob der Metzgergasse (jetzt Schießhaus genannt) in großen Kesseln Suppe gekocht, die mittags 12 Uhr und abends 6 Uhr an die bedürftigen Einwohner je nach der Kopfzahl der betreffenden Familie abgegeben wurde. Etwas Näheres über jene Unglücksjahre ist uns aus dem Bezirk nicht bekannt; doch ist in der Kirche zu Simmozheim noch eine Fahne aufbewahrt, welche bei der feierlichen Einholung des ersten Erntewagens im Jahr 1817 dem Zuge vorangetragen wurde. In Calw wurden die ersten drei Garbenwagen am 14. August 1817 festlich durch die gesamte Schuljugend eingeholt. Die letzten Hungerjahre

von 1845–51 waren hauptsächlich durch die Kartoffelkrankheit und die Überbevölkerung hervorgerufen worden. Im Jahr 1846 beschaffte die Regierung gegen 3500 Zentner amerikanisches Getreide für das Amt Calw; auch 1847 mußten über 2000 Zentner eingeführt werden. Doch wurde die Not gemildert durch einen übergroßen Obstsegen. In verschiedenen Orten wurden Suppenstationen eingerichtet. Besonders groß war die Not in Teinach, Oberkollbach, Liebenzell und Dennjächt. Verschiedene Ortsvorsteher klagten auf der Amtsversammlung, ihre Gemeinden seien der Verzweiflung nahe, denn bei einer Anzahl von Familien handle es sich ums Hungersterben. Den Gemeinden Teinach, Oberkollbach und Dennjächt wurden Notstandsdarlehen von der Amtsversammlung gewährt. In den Jahren 1849 bis 1854 herrschte große Armut, die viele Familien zur Auswanderung nach Amerika zwang. Manche Gemeinden bezahlten ihren Armen die Reisekosten (von Mannheim nach Amerika 60 Gulden).

Heutzutage schließen unsere modernen Verkehrsverhältnisse derartige Hungersnöte, wie sie unsere Vorfahren erdulden mußten, völlig aus. Frei sitzt der Bauer auf seiner Scholle; kein wildes Getier weidet ab, was er mühsam gepflanzt hat, kein feindliches Heer zerstampft sein Fluren. Er hat allen Grund, sich nicht nach der „guten alten Zeit“ zurückzusehnen, die in Wirklichkeit eine fast ununterbrochene Leidenszeit war.

34. Die Lasten der bäuerlichen Bevölkerung.

Nur ein kleiner Teil der Güter, welche die Bauern bewirtschafteten, war ihr Eigentum. Fast alles Land gehörte einem Grundherrschaft. Das Kloster Hirsau war Grundherr in den „Klosterorten“ Hirsau, Aigenbach, Ebersbühl, Ernstmühl, Oberkollbach, Oberreichenbach, Ottenbronn und Stammheim. Zum Kloster Herrenalb gehörten Althengstett und Simmozheim. Die übrigen Ortschaften hatten die württembergischen Fürsten zu Grundherren. Wenden gehörte früher auch zu Calw, Ostelsheim zu Böblingen. Nur in Möttlingen besaß die Reichsstadt Weilderstadt, in Gchingen die Kirche in Baden-Baden Besitzungen. Als Entgelt für den von der Herrschaft gewährten Schutz und als Entschädigung für die vom Grundherrschaft überlassenen Güter mußten die Lehensleute gar mancherlei Abgaben entrichten. Die Lehen waren meistens Erblehen, d. h. sie konnten nach dem Tode des Belehnten an seine Nachkommen übergehen. Dabei mußten ebenfalls hohe Abgaben entrichtet werden. Diese Gebühr nannte man Hauptrecht oder „Fahl“ (Fahl). Ursprünglich war es beim Mann das beste „Haupt“, d. h. das beste Stück Vieh und die beste Waffe, bei der Frau das beste Kleid. Später wurde statt dessen eine Geldsumme erhoben, von 100 Pfund Heller ein Gulden (etwa 1,4 v. H. des vom Schultheißen und den Ortsrichtern geschätzten Vermögens). Wurden die Güter verkauft, so mußten Verkäufer und Käufer eine Gebühr bezahlen; erstere nannte man Weglösin, letztere Handlohn. Hatte der Grundherr nicht nur über die Güter, sondern auch über die damit Belehnten zu verfügen, so waren diese leibeigen. Gewöhnlich, aber nicht immer war der Grundherr zugleich auch Leihherr. Die Leibeigenen durften ohne Erlaubnis nicht heiraten und nicht auswandern, auch mußten sie in letzterem Fall